

Gunther Lehmann, Dipl.Ing., Architekt im Ruhestand

Lahr

Kriegsereignisse

*Gunther Lehmann ist Jahrgang 1936, erlebte das Kriegsende also als Neunjähriger in **Lahr**. Sein Vater Hans Lehmann hat in den Kriegsjahren Tagebuch geführt. Dieses ist in der "Lahrer Zeitung" schon mehrfach in Auszügen abgedruckt worden. Gunther Lehmann hat nun der BZ die Nutzung seiner Erinnerungen an das Kriegsende überlassen. Das Kriegsende erlebt er vorwiegend in einem großen Keller im Lotzbeckhof mitten in **Lahr**, wo sein Vater die Betten hat hinbringen lassen, was ihm dann an die hundert weitere Lahrer nachmachten. Gunther wird von einem vordringenden Franzosen fast erschossen, als er sich aus dem Keller traut. Franzosen plündern zuerst Nachbarhaus, Zielschießen auf Hitler-Bild, Hühnerjagd mit MG, dann auch die Lehmannsche Wohnung, wobei ein Offizier dazukommt und den Soldaten alles wegnimmt und es zurück gibt, indem er vor dem Vater, Offizier aus dem 1. Weltkrieg, salutiert. Die Mutter wirft den Kaugummi, den der Sohn von einem schwarzen Soldaten bekam, in den Gully: er könnte vergiftet sein. Im März 1944: Absturz von zwei Bombern, 27.4.1944: Absturz eines Bombers am Schutterlindenberg. Gunther Lehmann ist zuerst da, schraubt Hartgummiköpfe am Schalthebel ab, schneidet von einem toten Flieger einen Teil des Fallschirms ab und fährt mit dem Rad davon - kurz darauf explodiert das Flugzeugwrack. Die Mutter näht aus der Fallschirmseide Hemden für die ganze Familie. Schöne Geschichten über seine diversen Tanten, bei denen gehamstert oder gelacht wird. Der Vater unterhält im Keller nicht nur die Kinder mit selbst gebasteltem Kasperletheater und selbst geschriebenen Kasperlegeschichten. Aus einem in Brand geschossenen Güterzug am Lahrer Bahnhof nimmt Gunther einen Ballen Tabak mit, damals ein Vermögen. Doch als nach Kriegsende deutsche Soldaten durch Lahr zum Bahnhof getrieben werden, verteilen Vater und Sohn den Tabak an die Kriegsgefangenen. Erzählt wird auch von der Vorahnung der Mutter, die genau spürte, dass ihr Sohn Hans-Eberhard fernab in Russland an diesem Tag gefallen ist. Erinnert wird auch an die Kriegsweihnacht 1944 und all das (familiär beeindruckende) Drumrum.*

Wenn man sich heute versucht zu erinnern, mit welchen Kriegsereignissen man als Kind oder als Jugendlicher konfrontiert war, so bleiben einige Geschehnisse haften, die man trotz den vielen Jahren, die dazwischenliegen, nicht vergessen kann. Aufgefrischt wurden diese Erinnerungen durch Gespräche mit Gleichaltrigen oder mit am Geschehen Beteiligten.

So standen zum Beispiel in Mahlberg auf dem sogenannten „Kindsloch“ unterhalb des alten Wasserwerkes bei Kriegsbeginn, also 1939, sechs oder sieben Flakgeschütze, eingesetzt gegen französische feindliche Flugzeuge, die damals immer in der Morgendämmerung von Westen anflogen. Nach der siegreichen Beendigung des Frankreichfeldzuges wurden die Batterien dann abgebaut, zurückblieb lediglich ein deutscher Beobachtungsposten an dieser Stelle. Man bezeichnet diese Stelle als „Kindsloch“, weil 1939 dort eine Kinderleiche gefunden wurde.

Auf dem Bahngelände der Firma Stölcker in Ettenheim stand ein schweres deutsches Eisenbahngeschütz, das mit großkalibrigen Granaten nach Frankreich schoss. Die Abschüsse waren auch in Lahr gut zu hören. Man berichtet, dass dieses Geschütz auch noch schoss, als bereits Waffenstillstand war.

In Mietersheim stand „Auf der Ebene“ ein eingegrabenes deutsches Langrohrgeschütz. Geht man von der „Linde“ Richtung Berg durch den Hohlweg, so lag die Stellung rechts oben. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich mit meinem Vater den Hohlweg hochging, als das Geschütz abgefeuert wurde. Es war ein ohrenbetäubender Knall, die Erde zitterte. Später konnten wir bei einem

erneuten Abschuss sehen, welcher enormer Rückstoß das Geschütz hatte und wie die Granathülse hinten ausgeworfen wurde. Die Geschützbesatzung war im Mietersheimer Schulhaus einquartiert und erhielt von der Frau des dortigen Lehrers am vorletzten Kriegstag bei der Flucht Privatkleider.

Über einen Luftkampf über Lahr habe ich bereits berichtet. Ein Lahrer erzählte mir nun, dass in der Bertholdstraße ein amerikanisches Besatzungsmitglied mit dem Fallschirm landete und auf das Wehrmeldeamt in der Schillerstraße gebracht wurde. Ältere Burgheimer sprechen nicht gern über ein Ereignis zwischen der Burgheimer Höhe und Heiligenzell: Dort standen entlang der Straße hohe Pappeln. Ganz oben in einem der Bäume landete am Abend ein verwundetes feindliches Besatzungsmitglied eines abgeschossenen Flugzeuges mit dem Fallschirm. Die ganze Nacht über schrie dieser Mann um Hilfe. Keiner kam. Am Morgen war der Soldat tot. In Hugsweier ohrfeigte ein Landwirt den abgeschossenen Feind am Fallschirm und wurde deshalb nach dem Krieg in ein KZ eingeliefert.

1945 wurden alle noch verfügbaren Kräfte, Junge, Alte, Frauen und auch Kinder, zum Schanzen eingeteilt. Vom Urteilsplatz aus fuhr das „Schanz-Bähnle“ ins Ried. Es wurden Schützengräben ausgehoben links und rechts des Rheins, wie zum Beispiel in Rheinau, in Kappel, in Wittenweier, in Nonnenweier, in Ottenheim und auch zwischen Lahr und Mietersheim. Jabos schossen auf jedes bewegliche Ziel, so dass zum Beispiel beim Pflügen mit dem Traktor immer ein zweiter Mann dabei sein musste, der vor Tieffliegern warnte, weil der Traktorfahrer wegen des Motorgeräuschs die Flieger nicht kommen hörte.

Gegen Ende des Krieges standen auf dem Bahnhof in Orschweier mindestens ein Dutzend Dampflokomotiven, durchlöchert von Maschinengewehrgarben der Jabos. Und als sich zwischen Lahr und Mietersheim deutsche Einheiten am letzten Kriegstag verteidigten, wurde Mietersheim eine Stunde lang mit Artillerie-Trommelfeuer belegt, es brannte an fünf Stellen, das Gemeindehaus wurde ein Raub der Flammen, im Keller kam eine Frau ums Leben. Das Gemeindehaus wurde nicht wieder aufgebaut. Das Schulhaus erhielt einen Treffer und brannte im Dachgeschoß. Die Frauen im Ort bildeten unter der Leitung des Lehrers eine Kette, löschten und retteten das Schulhaus.

Der Rheinübergang in Ottenheim wurde gegen Ende des Krieges bombardiert und mit Bordwaffen beschossen, übrig blieben nur noch die ins Nichts führenden Straßen auf beiden Rheinseiten.

In Hugsweier wurde an der alten steinernen „Sonnebrücke“ eine Panzersperre errichtet, die in letzter Sekunde ein Bauer mit seinen Ochsen zur Seite zog. Die französische Panzervorhut hielt am nördlichen Dorfeingang an und wartete drei Tage, bis Lahr kapituliert hatte. Eine deutsche Einheit beschoss während dieser Zeit die französischen Panzer mit Granatwerfern, schoss aber zu kurz und beschädigte den Kirchturm und verschiedene Ökonomiegebäude im Ort. Der Hirschplatz in Lahr war ebenfalls mit einer Panzersperre geschlossen, und die benachbarten Brücken wurden beim Herannahen der Franzosen von der Wehrmacht gesprengt.

Die französische Armee rückte von Norden her gegen Lahr vor, von Friesenheim über Heiligenzell und vom Kürzeller Wald und vom Hugsweierer Wald her, jeweils am Abend bis in die Dunkelheit. Auf der Nordseite des Schutterlindenberges lag eine Maschinengewehrabteilung der deutschen Waffen-SS, die die Stadt Lahr zu verteidigen suchte. Der Hausmeister der Friedrichschule ging den Franzosen Richtung Heiligenzell mit einer weißen Fahne entgegen und wurde nach Augen-

zeugenberichten vorne auf einen französischen Panzer gebunden, bis die Truppe Lahr erreichte. Nach Erzählungen eines Weihersträßlers flüchtete die Abteilung der Waffen-SS nachts zwischen zwei und drei Uhr durch die Stadt über die Scherbachstraße Richtung Langenhard. Die Soldaten riefen nach Zivilkleidung und die Anwohner warfen Kleidung durch die Fenster. Wir Kinder sammelten in den darauffolgenden Tagen auf dem Schutterlindenberg Berge von Munition auf und verkauften die leeren Hülsen oder auch die noch nicht abgeschossene Munition nach dem Entfernen der Kugeln und des Pulvers an Lahrer Schrotthändler. Hierbei fanden wir auch den verlassenen MG-Stand der SS. Hugsweierer Kinder sammelten mit Holzleiterwägeln Gewehre und Maschinengewehre ein.

Als nach der Kapitulation 20 bis 30 französische Panzer mit marokkanischer Besatzung in Lahr in den Aktienhof einfuhren, da brach unter dem Gewicht die Kellerdecke der darunter liegenden Eiskeller der ehemaligen Aktien-Brauerei ein, zum Vergnügen der Kinder.

Jahre später, 1969, so berichtete mir ein Schulfreund, machte er Ferien in Rimini in Italien, um sich hierbei, zusammen mit seinem Freund aus Freiburg, auf seine Prüfungen vorzubereiten. Nach dem Mittagessen in einem Restaurant stand neben ihm an der Theke ein älterer Franzose, der ihn fragte, woher er käme. Als er antwortete „aus Süddeutschland“, da wollte es der Franzose genauer wissen, und als die nächste Antwort war: „aus Lahr“, da entgegnete der Franzose, dass er dort am letzten Kriegstag von einer deutschen SS-Einheit am Schutterlindenberg verwundet worden sei. Es gibt schon seltsame Zufälle.

Das Kriegsende und die Zeit danach

Denkt man heute zurück an die Zeit während des zu Ende gehenden Krieges oder die Zeit kurz danach, so bleiben trotz der vielen Jahre, die inzwischen vergangen sind, Dinge haften, die man nicht wegschieben und vergessen kann. Wir waren noch Kinder oder junge Jugendliche und hatten kein Spielzeug, wie es heute selbstverständlich ist. Wir mussten noch während des Krieges zittern vor dem Dröhnen der über uns fliegenden Bomberverbände, vor den Explosionen der Granaten und Bomben, vor den Garben der Maschinengewehre der Jabos und hatten Angst, nicht rechtzeitig in den Luftschutzkeller zu kommen.

Wir hatten ständig Hunger und konnten den Geruch von Teltower Rüben nicht mehr ertragen, wir mampften dicken Maisbrei und tranken Leitungswasser, aßen unreife Äpfel, krochen auf allen Vieren im Wald auf dem Boden herum und suchten Bucheckern oder auf abgeernteten Feldern einzelne Weizenkörner. In Erinnerung geblieben ist der Geruch von in der Pfanne gerösteten Eicheln und Körnern, die zu Kaffee-Ersatz von Hand gemahlen wurden. Wir hörten im Volksempfänger die aufpeitschenden Reden der Parteigrößen, die den Endsieg verkündeten, hörten die Erkennungsmelodie der Wochenschau im Kino und sahen Bilder von einem einseitigen Weltgeschehen. Es verbleibt die Erinnerung an fröhliche Rekruten, die mit klingendem Spiel und geschmückten Wagen singend durch die Stadt fuhren, an Militärkapellen, die schneidige Märsche spielten und an Motorräder und Autos, die die Scheinwerfer mit schwarzem Papier zugeklebt hatten, nur durchbrochen von einem schmalen waagerechten Lichtschlitz, an heruntergelassene Rolläden in der Nacht, an Stromausfall und an Kerzenlicht.

Es bleibt die Erinnerung an die Schnarchorgien im Luftschutzkeller, an das Kasperlespiel meines Vaters, um uns Kinder abzulenken und zu beruhigen, an das Schreien von kleinen Kindern im Keller und an das Zählen der Sekunden zwischen Abschuss und Einschlag der Granaten. Es bleibt die Erinnerung an die Heultöne des Fliegeralarms, an brennende Häuser und Schutt auf den Straßen, an Glasscherben und an rennende und schreiende Menschen. An Spaziergänge im Frühling, die jäh unterbrochen wurden durch plötzliche Abschüsse deutscher Geschütze. In Mietersheim stand so ein Geschütz, oben auf der Ebene, tief in die Erde eingegraben.

Im Ohr bleibt das Bellen der Flakabwehrkanonen, die in die Bomberverbände schossen, und unvergessen bleibt das nächtliche Spektakel, wenn Flakscheinwerfer ihre sich kreuzenden Lichtstrahlen in den Himmel warfen, auf der Suche nach Flugzeugen. Wir sahen abstürzende Maschinen und Fallschirme, die wie Wattebälle aussahen, glitzerndes Staniolpapier, das von den Flugzeugen abgeworfen wurde.

Es bleibt die Erinnerung an Munition, die wir aus dem Schutterentlastungskanal holten und an Granathülsen vom Schutterlindenberg, an Schule im Keller, an das Rauchen von Lianen, an zu große Hosen, weil die Mutter immer noch glaubte, man würde weiter wachsen, an Pilze in jeder Form und an das Wunder eines frischen Eis. Bei Kriegsende das Zusammentreffen mit dem ersten Farbigen, der erste Kaugummi, der erste Panzer und die erste Forelle in einem Gasthaus in Münchweier, die der Vater mit zeremoniellen Erklärungen für mich andächtig zerlegte. Das erste Mädchen, dem man nachschaute. Lebensmittelkarten für Brot, Fleisch, Fett und Nährmittel. Selbstgemachtes Eis in der Waschküche, hergestellt mit einer hölzernen Maschine, an der mit einer Kurbel gedreht werden musste und für die die Eisstangen von der Bierablage auf dem Fahrrad in einem Sack geholt werden mussten. Kinderlanderholung in Herrenalb und Schenkenzeil mit frommem Beten und mit Kakao. Care-Pakete aus Amerika mit gezuckertem Fleisch in Dosen, mit dem ersten Bohnenkaffee, Zucker, den ersten Erdnüssen und Früchten in Dosen.

Erst drei Jahre nach Kriegsende ging es uns besser, und das Leben normalisierte sich langsam. Heute leben wir im Überfluss gegenüber damals, und die Jugend weiß nichts von einer Zeit, die nun eine Generation zurückliegt und die uns Ältere geprägt hat.

Kriegsende 1945

Die letzten Kriegstage verbrachten wir im Keller im Lotzbeckhof, unter der damaligen Schreinerei Bruns und unter der Kartonagenfabrik Koch. Am Tag des Einmarschs der Franzosen im April 1945 ging ich die Kellertreppe hoch und spickelte hinter einem Holzstoß um die Ecke. Da sah ich drunten an der Post französische Soldaten mit Gewehren in den Händen, und im nächsten Moment schoss einer auf mich. Die Kugel blieb in der Tür der Wagnerei Wieser stecken. Das war meine erste Bekanntschaft mit der Besatzungsmacht.

Wir konnten dann in unser Haus zurückkehren, aber das Nachbarhaus, das einem Doktor gehörte, wurde beschlagnahmt. Der Doktor selbst war mit Frau in den Schwarzwald geflüchtet. Es waren Marokkaner, also Kolonialtruppen, die als Vorposten und als erste in Lahr einzogen. Und diese fanden in dem Haus vor, in dem überall noch die Fahnen mit dem Hakenkreuz hingen, dazu ein großes Bild mit dem Führer und im Schrank die SA-Uniform. Als erstes

zerschlugen die Soldaten die wertvolle Musikinstrumenten-Sammlung an der Hauswand: Geigen, Celli, Flöten. Alles lag in einem großen Scherbenhaufen am Boden. Mein Vater war noch arbeiten, aber meine Mutter und ich standen hinter dem Fenster gegenüber im dritten Stock, und meine Mutter sagte immer wieder, was die Soldaten machen würden, wenn sie zu uns kommen würden, und sie zitterte am ganzen Körper.

Dann stellten die Marokkaner das Hitler-Bild an eine Mauer im Garten und übten Zielschießen mit Karabinern, bis kein Zentimeter des Bildes mehr vorhanden war. Zum Schluss pinkelten noch alle darüber. Dann machten sie ein Feuer, stellten einen Holzbock darüber, warfen die SA-Uniform darauf, auch die SA-Mütze und zündeten alles an. Dann bauten sie auf dem Balkon ein Maschinengewehr auf, meine Mutter meinte, jetzt würden sie auf uns schießen, aber geschossen haben sie auf die Hühner im Nachbargarten, der Herrn Huber gehörte, dem Wirt vom „Wilden Mann“, und auf dem heute Häuser in der Goethestraße stehen. Es war ein großer Garten, der bis fast an den Gewerbekanal reichte, und die Marokkaner brauchten zwei Tage, bis kein Huhn mehr am Leben war. Diese Hühner brieten sie an einem Lagerfeuer im Garten und tranken dazu den Wein des Doktors und machten einen Lärm zum Fürchten. Als mein Vater abends nach Hause kam, da tröstete er uns und meinte, dies würden alle Soldaten tun, und der Doktor habe es sich selbst zuzuschreiben, weil er alles liegen gelassen hatte.

Aber am nächsten Abend kamen sie doch zu uns herüber, drei Marokkaner mit dem Gewehr in der Hand untersuchten zuerst den Keller, stachen mit dem aufgepflanzten Seitengewehr in den Kohlehaufen auf der Suche nach versteckten deutschen Soldaten, stellten dann unsere ganze Wohnung auf den Kopf, nahmen alles Verwertbare mit, den Volksempfänger, Kochtöpfe, den Rasierapparat, Wäsche - da fanden sie zwischen der Wäsche den Offiziers-Säbel und das Seitengewehr und alle Orden meines Vaters aus dem 1. Weltkrieg.

Im gleichen Augenblick kam mein Vater von der Arbeit heim, und sie nahmen ihn sofort in die Mitte und wollten ihn abführen, als ein französischer Offizier hereinkam, der den Marokkanern alles wieder wegnahm, was diese gestohlen hatten, diese laut anbrüllte, so dass diese strammstanden. Dann sah er die Offiziers-Utensilien meines Vaters, gab ihm alles wieder zurück, salutierte vor meinem Vater und sagte: „Excusez-moi, mon Lieutenant“ und jagte die Marokkaner die Treppe hinunter.

Diese Marokkaner schlugen dann im Lotzbeckhof ihr Hauptquartier auf und richteten in der Halle des Lackieres Hoffner ihren Pferdestall ein. Sie hatten kleine Pferde, warfen Stroh auf den Boden, und schliefen neben den Pferden. Für uns war das damals eine Attraktion, und in jeder feien Minute waren wir bei den Pferden. Die Marokkaner boten uns an, uns eine ganze Tafel Schokolade zu geben, wenn wir ihnen unsere Schwester bringen würden, aber leider hatte ich keine, deshalb bekam ich auch keine Schokolade. Wenig später sah ich dann auf der Straße meinen ersten Neger, einen ganz schwarzen. Weil ich ihn so anstaunte, da schenkte er mir einen Kaugummi.

Mit diesem rannte ich sofort hoch zu meiner Mutter und zeigte ihr das Geschenk. Da nahm mir meine Mutter den Kaugummi weg und sagte, dieser Neger hätte mich bestimmt vergiften wollen, denn sie hatte vorher auch noch nie einen Kaugummi in den Händen. Sie ging hinunter auf die Straße und warf den Kaugummi in den Abflusssohlen. Als aber meine Kumpel erzählten, dass sie auch so einen Kaugummi geschenkt bekommen hätten und dass das etwas ganz Besonderes

wäre, da holte ich einen Draht und versuchte, den Kaugummi wieder aus der Dohle zu anglen, aber leider ohne Erfolg. Ich habe tagelang gestochert, aber dieser Kaugummi liegt vermutlich heute noch dort.

Der Bomber

Es war noch im Krieg, und es war an meinem Geburtstag, am 18. März 1944. Meine Mutter hatte am Nachmittag einen Kuchen gebacken, als plötzlich Luftalarm gegeben wurde. Die Sirenen heulte, meine Mutter und ich konnten im dritten Stock vom Balkon in der Stadtmitte aus sehen, wie am blauen Himmel Pulks von amerikanischen Bombern daherkamen, hunderte und aberhunderte von Flugzeugen in geschlossener Formation, aufgereiht in Quadraten von etwa dreißig Maschinen mit engen Fluggassen dazwischen. Der ganze Himmel war voll von Flugzeugen, Boden und Haus erzitterten vom Motorenlärm. Später hörte man, dass es etwa 500 amerikanische Liberator-Langstreckenbomber waren, die von einem Großangriff auf Friedrichshafen am Bodensee zurückkamen und Richtung England zu ihrer Basis zurückflogen.

Da sahen wir einen einzelnen deutschen Jäger, der sich in die feindliche Fliegerwolke hineinwarf. Wir konnten diesen Luftkampf direkt über Lahr genau beobachten. Die Garben der Maschinengewehre hinterließen eine helle Spur. Man sah, wie ein Bomber getroffen wurde und mit einer Rauchfahne abstürzte. Weiße Fallschirme erschienen wie Wattebälle am Himmel, die amerikanische Besatzung. Dieses Flugzeug schlug dann bei der Ettenheimer Hütte auf. Da wurde ein zweiter Bomber getroffen, wieder sahen wir Fallschirme, dieser stürzte am Helgenstöckle ab. An den Absturz eines weiteren Bombers kann ich mich noch gut erinnern, weil ich damals als einer der ersten an der Absturzstelle war. Aus dem Tagebuch meines Vaters und aus weiteren Unterlagen konnte ich das genaue Datum ermitteln. Es war der 27. April 1944.

Ein englischer Bomber des Typs Lancaster wurde von einem deutschen Nachtjäger kurz vor Mitternacht über Lahr abgeschossen und stürzte in einem riesigen Feuerball brennend Richtung Burgheim. Auch diesen Absturz beobachteten wir vom Balkon aus. Ich dachte an das Elternhaus meines Vaters dort oben, rannte unter dem Protestgeschrei meiner Mutter und meines Vaters hinab, holte mein Fahrrad und strampelte noch während des Fliegeralarms die Burgheimer Straße hoch. Ich sah die Rauchfahne hinter der Burgheimer Kirche, fuhr weiter bis zum Friesenheimer Weg am Rufel. Und dort lag der Bomber in einem riesigen Krater, dort, wo heute die letzten Häuser Richtung Friesenheim stehen. In einem Baum hing knapp über dem Boden ein Toter an einem Fallschirm.

Es war außer mir noch niemand da, die Volkssturmmänner kamen erst später. Das Flugzeug brannte nur hinten, das Cockpit war teilweise zerbrochen. Ich warf das Fahrrad hin und rannte zu der ehemals verglasten Kanzel. Drinnen hingen zwei tote Piloten über den Sitzen. Und weil wir Buben damals immer etwas Verwertbares suchten, schraubte ich in aller Hast die runden schwarzen Hartgummiknöpfe der Schalthebe! ab, steckte sie in die Tasche, rannte zu dem Baum und schnitt dem toten Flieger, der fast am Boden lag, einen Teil des seidenen Fallschirms mit dem Taschenmesser ab. Dann kamen Leute angerannt, ich schwang mich auf mein Fahrrad, da flog die ganze Maschine in die Luft, anscheinend war noch Munition im Flugzeug.

Das war der Krieg. Heute nicht mehr vorstellbar, was wir damals alles unternahmen, um etwas Essbares oder Tauschbares zu bekommen. Dieser Leichtsinn hätte mich das Leben kosten können, nur dachten wir uns damals nichts dabei. Meine Mutter nähte aus der Fallschirmseide Hemden für die ganze Familie. Die Hartgummikugeln aus der Flugzeugkabine aber besaß ich noch jahrelang und wurde darum beneidet, weil sie so schön hopsten. Denn Bälle gab es damals noch nicht.

In der gleichen Nacht wurde, ebenfalls von einem Nachtjäger, ein Bomber des gleichen Typs über dem Ortsteil Reichenbach abgeschossen. Dieser stürzte im Giesenwald ab und explodierte. Die gesamte Besatzung von sieben Mann kam dabei ums Leben und wurde auf dem Friedhof in Reichenbach beigesetzt.

Meine Tanten

Ich hatte viele Tanten. Echte und unechte. Eine Tante lebte in Ichenheim in einem schönen zweigeschossigen Fachwerkhaus mit einem Birnbaum davor. Heute ist noch alles unverändert. Wir sagten „Schätterlis-Tante“ zu ihr, weil sie eine Stimme wie eine Gießkanne hatte. Es war das letzte Kriegsjahr. Wir hatten nichts zu essen. Also fuhren wir, mein Vater und ich, mit dem Fahrrad nach Ichenheim zum Hamstern. Da mein Vater Kriegsversehrter aus dem 1. Weltkrieg war, wurde er nicht eingezogen und konnte seinem Beruf nachgehen. Ich hatte das Fahrrad meines gefallenen Bruders geerbt, Marke „Wanderer“ und ganz verchromt, mein Stolz bis weit nach den Schuljahren. Damals musste ich noch seitwärts fahren, mit einem Fuß unter dem Rahmen hindurch, weil ich noch nicht groß genug war.

Da die andern Straßen gesperrt waren, mussten wir über Ottenheim und Meißenheim fahren. Ich erinnere mich noch gut daran, wie uns nach Allmannsweiler zwei Jabos entgegen kamen, Jagd-Kampfbomber, die sofort das Feuer auf uns Radfahrer eröffneten. Mein Vater befahl „Fahrrad hinwerfen“ und hinter die Stämme der Obstbäume. Die Salven ließen den Asphalt aufspritzen. Immer muss ich daran denken, wenn ich heute nach Ottenheim fahre.

Und dann waren wir bei der Schätterlis-Tante. Wir übergaben ihr zwei silberne Löffel aus den Beständen meiner Mutter, zum Tausch gegen irgendetwas Essbares. Entweder gab es damals keine Zeitung oder die Tante hatte keine abonniert, auf jeden Fall wollte sie immer genau wissen, was in Lahr passiert sei. Wir erzählten dann, dass in der Kirchstraße Phosphorgranaten eingeschlagen und einige Häuser abgebrannt seien und ein Mädchen mit Phosphor verätzt worden sei. Darauf die Tante in schneller Tonfolge: „Was, was, was, so, so, so.“ Und das Barockhaus des Malers Franz am Marktplatz sei abgebrannt. Und wieder: „Was, was, was, so, so, so!“

Sie musste sich dann immer setzen, um sich vom Schreck zu erholen. Aber dann ging sie ins Dorf, und nach einiger Zeit kam sie wieder mit vielleicht zwei Eiern und einem halben Pfund Butter. Nach dem Genuss von reichlich Apfelmilch fuhren wir dann in der Dämmerung heim, sicher vor Jabos, und mein Vater sang fröhlich alle Arien aus der „Zauberflöte“ dabei.

Anders war es bei der Tante in Nonnenweiler. Sie war eine gebeugte, immer schwarz gekleidete schweigsame Frau, die im Krieg allein die Felder bewirtschaftete. Die Männer waren an der Front

oder in Gefangenschaft. Wir erhielten stets etwas Essbares: Kartoffeln, Rüben, ein Säckchen mit Weizen. Ich habe sie nie lachen gehört, und sie hat die Rückkehr der Männer nicht mehr erlebt.

Dann die beiden altledigen Tanten in Dinglingen. Sie betrieben ein Kurzwarengeschäft Ecke Hauptstraße und Alte Straße bei der katholischen Kirche und wohnten im Obergeschoß. Ich musste immer anständig angezogen sein, darauf legten sie großen Wert. Auch hier musste ich Auskunft geben über die Ereignisse in der Stadt. Die Unterhaltung fand dabei in der „guten Stub“ statt, einem selten benutzten Raum, der vom Wohnzimmer durch eine verglaste Schiebetür abgetrennt war. Alle Möbel waren schwarz, die Tapeten dunkel. Auf dem schwarzen Tisch lag eine weiße Häkeldecke. In der Luft lag der Geruch von Mottenpulver. Feierlich wurde die Vitrine geöffnet, ihr wurden eine Blechdose und eine Glaskaraffe entnommen. Obwohl ich noch ein Bub war, wurde mir ein kleines Gläschen Portwein eingeschenkt, dazu erhielt ich zwei Kekse. Den Portwein trank ich mit Vergnügen, denn er erhob mich in den Erwachsenenstand. Die Kekse aber schmeckten so scheußlich nach Mottenpulver, dass ich mich stets zum Essen überwinden musste. Nach dem Abfragen meiner Schulnoten und dem Kommentar hierzu durfte ich mich mit einem Kuss auf die beiden Damenbacken und mit einer Verbeugung verabschieden.

Zwei weitere Tanten lebten in Herrenalb. Es waren die unverheirateten Schwestern meiner Mutter. Ihre Verlobten waren im 1. Weltkrieg gefallen. Eine war meine Patentante. Immer nach meinem Geburtstag im Frühjahr fuhr ich mit dem Fahrrad von Lahr nach Karlsruhe und von dort das Albtal hinauf nach Herrenalb, um mir mein Geschenk abzuholen. Ich hatte dies irgendwann einmal, als ich älter wurde, angefangen, sei es der Selbstertüchtigung wegen oder um vor meinen Kameraden gut dazustehen. Ich erhielt dann meistens ein Frottee-Handtuch mit entsprechendem Waschlappen, denn die Tanten hatten ein Weißwarengeschäft, und ein Buch über Kultur. Meine Tanten stellte schon in meiner frühesten Kindheit fest, dass ich zum Künstler geboren sei. Am andern Tag fuhr ich dann wieder zurück nach Lahr. Als ich später in Karlsruhe studierte, da fragten mich die Tanten einmal, ob ich die Wiese hinter dem Haus erben wolle. Was sollte ich mit einer Wiese? Heute steht auf dieser Wiese das Thermalbad von Bad Herrenalb, denn seit auf dieser Wiese Thermalwasser gefunden wurde, seither darf sich die Stadt „Bad“ nennen. Wenn man immer alles vorher wüsste! Hätte ich die Wiese behalten und hätte dort auch gebohrt, so würde ich heute Heilwässerchen abfüllen, und es würde mich fast nichts kosten. Aus Dreck kann man Geld machen, aus Wasser aber auch.

Wiederum zwei Tanten wohnten in Burghelm im Elternhaus meines Vaters. Eine ledig, eine verheiratet. Die ledige bringe ich auch heute noch in Verbindung mit Witzen. Sie war aktive Turnerin im Turnverein, vielleicht brachte sie diese Witze immer von dort mit. Sie sagte stets: „Bub, wenn ich mal sterbe, dann ist für dich gesorgt.“ Kurz vor Ihrem Tod im Altersheim in Lahr rief sie mich an ihr Krankenbett, um mir ihren letzten Witz zu erzählen. Sie lachte aus vollem Hals, einige Tage später lebte sie nicht mehr. Ich wurde in das Altersheim gerufen, um die Hinterlassenschaft in Empfang zu nehmen. Vorsichtshalber fragte ich vorher, ob ich einen Koffer mitbringen müsste. Dies war aber nicht notwendig. Geerbt habe ich ein schmales hölzernes Zigarrenkistchen der Lahrer Zigarrenfirma Sturm. Und als ich es öffnete, da enthielt es nur Medaillen. Fürs Schlittschuhlaufen, fürs Skilaufen, fürs Turnen. Geld, ja Geld, sagte die Pflegerin, da sei keines mehr vorhanden. So wurde eben nicht für mich, sondern für das Altersheim gesorgt.

Die zweite Tante war sehr streng und gestattete mir bei der Erntezeit, einige Äpfel und Pfirsiche mitzunehmen, obwohl ein Teil des Gartens eigentlich meinem Vater gehörte. Diese Tante erzählte keine Witze.

Und nun noch zur letzten Tante, die in der Alten Bahnhofstraße in Lahr wohnte. Die ersten Reisen ins Ausland nach dem Krieg verdanke ich ihr. Denn ihr Mann hatte ein Reisebusunternehmen. Immer dann, wenn sich nicht genügend Interessenten für eine Busfahrt gemeldet hatten, da lud sie Insassen der Altersheime und auch mich ein, an der Fahrt teilzunehmen. Natürlich kostenlos. Nur ihr Mann wusste nichts davon. Da sie auch die Kasse verwaltete, fiel das ihrem Mann nicht auf, der immer zufrieden den Bus steuerte und ein Liedchen sang, in der Annahme, gut verdient zu haben, da ja der Bus voll besetzt war. War aber einmal Geld übrig, so ging sie heimlich zum Pfarrer damit, denn sie meinte, dass das den Himmel gnädiger stimmen würde, weil sie nicht mehr die Jüngste war.

Aus diesen Gründen musste oft gespart werden, was mein Onkel überhaupt nicht verstehen konnte. Diese Tante hat ihren Mann um viele Jahre überlebt. Das Busunternehmen gibt es schon lange nicht mehr. Als sie von ihren Kindern mit 86 Jahren in ein Altersheim überwiesen wurde, da hielt sie es nur eine Nacht aus. Am andern Morgen war sie verschwunden. Man suchte sie lange. Ich war es dann, der sie in ihrer Holzhütte auf dem Schutterlindenberg fand. Gut verbarriadiert und mit reichlich Lebensmitteln fürs Überleben versehen. Nur unter dem Versprechen, dass sie niemals wieder eingesperrt werde, ließ sie sich dazu überreden, in eine kleine Wohnung einzuziehen. Sie wurde 94 Jahre alt und rief mich noch in ihrem letzten Lebensjahr jede Woche an, um mir mitzuteilen, dass ich in ein Kirchenkonzert zu gehen habe, in eine Ausstellung im Alten Rathaus oder dass ich eine politische Sendung im Fernsehen ansehen müsste. Sie starb friedlich in ihrem Bett mit der Zeitung in der Hand - und die Nachttischlampe brannte noch.

Kasperle-Theater

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, im Frühjahr 1945, schossen die Franzosen mit Artillerie nach Lahr, und alle mussten in die Keller. Einer der größten Keller in Lahr befand sich im Lotzbeckhof, und der Zugang war dort, wo ehemals die Schreinerei Bruns war, später die Schreinerei Peukert. Man musste zuerst Stufen hinaufgehen, dann aber endlos viele hinab in riesige gewölbte Keller.

Als die ersten Granaten nach Lahr flogen, da war es mein Vater, der sofort kommandierte: Betten abbauen und rüber in den Lotzbeck-Keller. Und als die Nachbarn dies sahen, packten auch diese ihre Siebensachen und zogen um. Innerhalb von zwei Tagen waren dann Hunderte von Lahrern in den Keller umgezogen, Bett an Bett, in langen Reihen. Es war jede Nacht ein Schnarchen und Sägen, gegenseitige Vorwürfe waren an der Tagesordnung. Die Kellerfenster wurden nach Westen hin vom Volkssturm mit dicken Betonklötzen zugestellt und mein Vater teilte die Männer in Brandwachen ein. Plötzlich gab es in einer Nacht einen Riesenknall und man sah plötzlich wieder den Himmel durch die Kellerfenster. Eine Granate flog genau auf den Betonklotz, der über meinem Bett aufgestellt war. Wäre dieser Klotz nicht gewesen, so wäre die Granate genau in mein Bett geflogen und ich könnte diese Geschichte heute nicht schreiben. Und weil alle Kinder vor Angst schrien, baute mein Vater mit Latten aus der Schreinerei oben ein Kasperle-Theater, verkleidete die Latten mit einem schwarzen Tuch, holte aus der Wohnung die Figuren, die er schon vorher geschnitzt hatte, den Kasperle, die böse Hexe, den Pfarrer, den Polizisten, einen

Hund aus Plüsch, Requisiten zum Aufstecken auf eine Schiene am unteren Rand, Bäume, Laterne, Häuser-Kulissen, alles von meinem Vater aus Karton geschnitten und angemalt, dazu ein Vorhang für die Bühne.

Und die vielen Geschichten fürs Theaterspielen, die hatte mein Vater schon vorher für mich erfunden und hatte diese aufgeschrieben. Er setzte sich nun in das Kasperle-Theater und erzählte mit verstellter Stimme vor diesen vielen Kindern und vor den Erwachsenen lustige Geschichten. Er brachte es fertig, dass alle mit staunenden Gesichtern und leuchtenden Augen da saßen und alles vergaßen, den Krieg, die Granaten, die Explosionen und das Eingesperrtsein in einem tiefen Keller.

Noch heute werde ich von vielen angesprochen, die damals Kinder waren und sich noch gut an das Theater-Spielen erinnern können, als Kasperle eine Figur vermöbelte, die die Schlechtigkeit der Welt darstellte. Die gibt es aber leider auch heute noch.

Der Tabakballen

Noch während des Krieges wurde der Lahrer Bahnhof, den es heute nicht mehr gibt, an einem Abend von Tieffliegern bombardiert und die Holzlagerhallen und die Güterzüge in Brand geschossen. Heute steht dort etwa das Einkaufszentrum "Arena". Da wir nicht weit weg vom Bahnhof wohnten, so war ich sofort nach dem Ausbruch des Brandes, aber noch während des Fliegeralarmes, mit meinem Fahrrad an Ort und Stelle. Man musste damals schnell sein, um irgendetwas Brauchbares ergattern zu können. Ich angelte mir aus einem brennenden Waggon einen Tabakballen der Zigarettenfirma „Rothähndle“, der schon angekohlt war, verstaute die Beute auf meinem Gepäckträger, und war schon wieder unterwegs, als die Feuerwehr und die Polizei anrückten.

Mein Vater schimpfte mich wegen meines Leichtsinns aus, musste aber zugeben, dass der Tabakballen ein Vermögen wert war und ein wertvolles Tauschobjekt darstellen würde. Der Tabakballen wurde gesäubert und in ein Tuch eingewickelt. Aber dann war der Krieg zu Ende, und 100 Meter von unserer Wohnung entfernt in der Lotzbeckstraße bei der Post zog eine endlose Kolonne deutscher Gefangener zum Bahnhof, mit Gewehrkolben gestoßen von französischen Soldaten, beschimpft und behandelt wie eine Viehherde. Es war ein Jammerbild, viele humpelten oder waren verwundet, die Verbände voll Blut, mit gesenkten Köpfen und abgerissenen Schulterstücken marschierten sie gegen Westen.

Viele Lahrer standen dort an der Post, auch meine Eltern und ich. Kaum jemand konnte den Soldaten etwas geben, wir hatten damals selbst nichts. Da hielt es mein Vater nicht mehr länger aus, er rannte nach Hause und kam mit dem Tabakballen auf dem Fahrrad wieder. Wir verteilten die Tabakblätter an die ausgehungerten, ausgemergelten und hohlwangigen deutschen Soldaten. Ein dankbares Lächeln war unser Lohn. Als der lange Zug vorbei war, da war nichts mehr da vom Tabakballen, aber mein Vater meinte, unseren Schatz hätte er gerne denen gegeben, die nun in eine Ungewisse Zukunft gehen würden, und ich war stolz, dass ich es war, der es möglich gemacht hatte, diesen armen Soldaten eine kleine Freude zu bereiten.

Vom Hasenzüchten

Als ich noch in die Schule ging, also noch während des Krieges, da wurden wir ab und zu in ein Schullandheim verschickt, einmal nach Herrenalb, einmal nach Schenkenzell. Dort wurden wir mit Haferschleimsuppe, dünner Kakaobrühe und mit Griesbrei aufgepäppelt, der so dick war, dass man ihn hätte schneiden können. Wir mussten viel beten und waren besonders unserem Führer dankbar, denn der kam beim Danken immer vor dem lieben Gott an die Reihe.

Dort in Schenkenzell spielten wir dann „Räuber und Gendarm“, und ich war natürlich, weil ich gut rennen konnte, der Räuber, den die andern fangen mussten. Da sprang ich über einen breiten Graben, barfuß, und landete auf der anderen Seite auf einem Stein, der oben eine scharfe Kante hatte. Mir wurde die ganze Fußsohle aufgeschnitten, und man trug mich zu einem Doktor. Dieser nähte mir den Fuß wieder zusammen, aber für mich war Schluss mit rennen. Ich lag den ganzen Tag im Bett und mir war langweilig. Da schenkten mir meine Kameraden ein kleines weißes Häschen mit roten Augen in einem Käfig, und dieses Häschen konnte ich den ganzen Tag anschauen.

Als die Erholungsferien zu Ende waren, da kam ich wieder nach Hause, humpelte ein wenig mit meinem Verband um den Fuß und mit meinem Käfig unterm Arm. Meine Mutter jammerte und wusste nicht, wo wir das Häschen unterbringen sollten, aber ich hatte gleich eine Idee. Unter dem untersten Balkon unseres Hauses war eine Art Höhle, so sagten wir, dort brachte ich das Häschen unter und baute auch gleich einen größeren Stall. Dann dachte ich, dass das Häschen nicht so allein sein könnte und kaufte ihm einen kleinen Kollegen. Das andere Häschen war schön hellbraun und hatte schwarze Augen. Ich holte jeden Tag Grünfutter, und die Häschen wurden größer und größer.

Eines schönen Tages wimmelte es plötzlich im Käfig meiner Hasen vor lauter kleinen Häschen. Aus mangelnder Erfahrung hatte ich ein Männchen und ein Weibchen aufgezogen und durfte nun noch mehr Ställe bauen. Und jetzt erstand in mir der Geschäftsmann. Erstens fing ich an, meine Häschen gegen andere Häschen oder andere Dinge zu tauschen, denn wir brachten es nie übers Herz, unsere Hasen zu essen oder zu töten, zweitens brachte ich meinen Häschen den Hochsprung bei und verlangte von meinen Spielkameraden Eintritt. Im Garten baute ich einen Parcours auf, bastelte Brücken, über die die Hasen hopsten, weil ich dahinter Futter legte, und ich hatte den Eindruck, dass es meinen Hasen selbst am meisten Spaß machte. So war dies meine erste Geldquelle, und es war der Anfang von vielen anderen Ideen.

Die Hamsterfahrt

In den ersten Tagen nach dem Krieg, also im April 1945, hatten wir absolut nichts mehr zu essen, und ich fuhr ohne zu fragen mit dem Fahrrad nach Seelbach zum Hamstern. Eigentlich war das nichts anderes als Betteln. Ich ging von Bauernhaus zu Bauernhaus und fragte nach etwas Essbarem, aber ich habe nichts bekommen. Also fuhr ich traurig wieder nach Hause und kam dabei am Seelbacher Bahnhöfle vorbei. Dort war die Endstation der Bahn und der Zug musste hier in einer großen Schleife wieder umkehren. Und mitten in dieser Schleife stand eine deutsche Vierlings-Flak, eine Flugabwehrkanone mit vier Rohren. Die Flak stand verlassen da. Kein Mensch war in der Nähe, da ließ ich das Fahrrad fallen und kletterte auf den Flakstand, auf einen Sitz mit Rückenlehne. Vor mir sah ich ein großes senkrecht Rad mit einem Griff zum Halten. Er war gesichert mit einem langen eisernen Hebel, diesen stellte ich hoch und begann an dem Rad zu drehen.

Daraufhin drehte sich das gesamte Geschütz. Es war schon ein einmaliges Gefühl. Da fiel plötzlich der Hebel, den ich hochgestellt hatte, wieder herab und mir genau auf die Stirn. Ich stürzte vom Sessel und wachte erst wieder nach einiger Zeit wieder auf. Noch immer war kein Mensch zu sehen und ich fuhr daraufhin mit dem Fahrrad nach Hause. Mir war schrecklich schlecht und ich musste das Bett hüten. Am nächsten Tag konnte ich dann nicht zur Schule gehen. Meinen Eltern habe ich hiervon nichts erzählt, ich weiß auch nicht warum, aber es war eine echte Gehirnerschütterung. Seit dieser Zeit hatte ich mein Leben lang immer Kopfschmerzen und wenn ich heute am Seelbacher Bahnhöfle vorbeikomme, da fasse ich mir an die Stirn, denn dort habe ich bis heute eine Narbe als Andenken.

Die Vorahnung

Am 21. Juli 1943 fuhren wir, mein Vater, meine Mutter und ich, mit dem Fahrrad nach Reichenbach zum Pilz-Suchen und zwar zwischen dem Bruckerhof und dem Geroldseck. So steht es in dem Tagebuch meines Vaters. Am Nachmittag schrie meine Mutter plötzlich laut auf, griff sich ans Herz und stürzte zu Boden. Wir rannten zu ihr, da sagte meine Mutter, jetzt, in diesem Augenblick sei Hans-Eberhard, mein Bruder, gefallen, sie habe es genau gespürt. Sie fing an zu weinen und hörte nicht mehr damit auf. Mein Vater versuchte sie zu trösten, indem er sagte, sie würde sich das nur einbilden, weil keine Nachricht von ihm eingetroffen sei und man sollte auf solche Vorahnungen nichts geben. Aber meine Mutter war nicht zu beruhigen, sie schluchzte beim Heimfahren die ganze Zeit über.

Dieses Vorkommnis hat mein Vater, der eigentlich ein nüchtern denkender Mensch war, ganz genau in sein Tagebuch geschrieben, auch mit der Uhrzeit. Es war dann ein Monat später, als es bei uns im dritten Stock am Abend läutete. Mein Vater öffnete, er war schon vom Geschäft heimgekommen. Draußen standen zwei Männer, einer in Uniform, der andere in Zivil. Derjenige mit der Uniform hob den Arm zum Hitlergruß und meldete in schneidigem Ton, dass mein Bruder für Reich und Vaterland als Held in Russland gefallen sei und überreichte meinem Vater ein Schriftstück.

Da schob sich der andere in Zivil vor und teilte mit strahlendem Gesicht mit, dass mein Vater im Lotto eine hohe Summe gewonnen habe, und streckte ebenfalls ein Schriftstück hin. Da packte mein Vater diesen Glücksbringer wie in Trance am Hals und warf diesen die fünf Stufen die Treppe hinunter bis zum Podest und sagte, das Geld könne er selbst behalten, das Schicksal habe ihn damit ausgelacht.

Vor dem Mann in Uniform aber salutierte mein Vater und redete daraufhin kein Wort mehr. Meine Mutter aber hatte in der Wohnung alles mitgehört und brach daraufhin zusammen. Wortlos holte mein Vater das Tagebuch hervor. Der Todestag war genau der Tag, an dem meine Mutter den Stich in der Brust gefühlt hatte, wahrscheinlich stimmte auch die Uhrzeit. Seit dieser Zeit waren meine Eltern nicht mehr so abweisend, wenn jemand etwas über Vorahnungen erzählte.

Als uns der letzte Feldpostbrief meines Bruders erreichte, da enthielt dieser ein Gedicht, das er wenige Tage vor seinem Tod geschrieben hatte und in dem er seinen frühen Tod mit zwanzig Jahren vorherahnte.

Schutterschätze

Kaum war der Krieg im April 1945 vorbei, da zogen wir Buben los, um etwas Verwertbares aufzutreiben. Ich war in unserer Straße der Älteste und hatte die Verantwortung für sieben oder acht Buben und Mädchen. Damals standen in der Friedrich-Geßler-Straße zwischen dem Gewerbekanal und der Lotzbeckstraße auf beiden Straßenseiten noch Tannenbäume. Für uns war das das „Wäldele“ und der Gewerbekanal war für uns die Schutter. Er war zwischen der Schillerstraße und der Goethestraße noch nicht verbohrt. Schnell brachten wir in Erfahrung, dass in der Schutter ganze Schätze liegen. In der Friedrich-Geßler-Straße war noch eine offene Brücke, und man konnte von dort ins Wasser hinuntersteigen. In erster Linie lag hier Munition, die deutsche Soldaten hineingeworfen hatten. Wir bauten uns ein Floß aus Holzstämmen und kletterten barfuß ins Wasser und holten haufenweise Gewehrmunition, Maschinengewehrmunition und auch Granaten heraus.

Am hohlen Eisengeländer der Brücke stemmten wir die Kugeln der einzelnen Geschosse heraus und füllten das Pulver in Büchsen. Dann machten wir ein Feuer und warfen die leeren Patronenhülsen hinein. Es krachte, wenn die Zündhütchen explodierten. Die Kugeln und die Messinghülsen brachten wir zum Altwarenhändler und bekamen Geld dafür. Das Pulver der Patronen tauschten wir gegen die ersten Zigaretten und andere Dinge. Bis dahin rauchten wir Lianen, wonach es uns immer schrecklich schlecht wurde. Wir tasteten uns als Mutprobe von der Goethestraße durch die geschlossene Schutter unter der Straße hindurch bis zum Kanalweg bei der Industrie- und Handelskammer. Die Ratten schlüpfen an den Beinen vorbei und die Blutegel klebten an den Waden.

Zuletzt trauten wir uns an die Granaten. Wir trugen sie vorsichtig heraus und schraubten das Vorderteil heraus, im Innern waren Pulverstangen, die aussahen wie Spaghetti, innen hohl und dunkelgelb. Auch diese Hülsen brachten wir zum Alteisenhändler, und dies brachte uns das meiste Geld ein. Natürlich war alles geheim, und unsere Eltern wussten nichts davon. Aber weil in der Schutter immer so viele Glasscherben lagen, schnitten wir uns ständig in die Fußsohlen und wurden entsprechend ausgeschimpft. Die Narben habe ich noch heute am Bein. Und weil ich schon damals meine praktischen Versuche machte, zündete ich die Pulverstangen unten an, diese schossen dann davon. Aber eines Tages kam jemand vorbei, ich musste schnell ein Loch graben, das angezündete Pulverstängchen hineinwerfen und Erde darüber schütten. Es dauerte eine Weile, plötzlich schoss das Pulverstängchen mit einem lauten Heulton aus dem Boden in den Himmel. Es war meine Erfindung, und später wurde sie „Luftheuler“ getauft.

Nachdem sich meine Erfindung herumgesprochen hatte, da erschien eine Abordnung der Mühlgäßler-Gang, so nannten wir sie, und denen musste ich auf Anordnung meines Vaters meine Vorräte gegen einen Nichtangriffspakt überlassen. Das war dann das Ende der Hebung der Schutterschätze.

Erinnerungen an Weihnachten

Die Gedanken gehen zurück an eine Zeit, in der ich 9 Jahre alt war. Es war die letzte Kriegsweihnacht 1944. Tage bei Fliegeralarm, dem Geknatter von Bordwaffen und dem Fallen von Bomben und Granaten. Nächte bei Verdunkelung. Bilder der verzweifelte Eltern, die den Tod meines gefallenen Bruders nicht hinnehmen wollten. Tage der Depression, des Bewusstwerdens eines verlorenen und sinnlosen Krieges. Weihnachten ohne Kerzenschein,

diese gab es nicht, Weihnachten unter Tränen. Verbergen der Trauer vor dem verbliebenen kleinen Sohn. Bescheidene Geschenke für mich: ein Berechtigungsschein für ein Paar Schuhe, Holzklötzchen, eine Holzeisenbahn, Schnellerle, ein Pferdle, ein Tanzknopf. Nichts für die Eltern. Wir saßen vor dem Weihnachtsbaum mit durchgelaufenen Schuhen, zitternd vor Kälte, Holz oder Kohlen waren nicht mehr vorhanden. In Decken gehüllt sangen wir „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ und „Süßer die Glocken nie klingen als zu der Weihnachtszeit“. Schnee fiel in dieser Nacht, und am anderen Morgen nahmen wir unseren Schlitten und rodelten die „Wasserklamm“ hinunter.

Weihnachten, Tage, auf die ich mich immer das ganze Jahr freute. Der Krieg war vorbei, es ging uns besser. Aber viele Väter kehrten nicht mehr zurück, und in unserer Umgebung mussten viele Mütter ihre Kinder allein großziehen. Unsere Wohnung im dritten Stock wurde deshalb über Jahre hinaus zum Treffpunkt von vielen Kindern. Schularbeiten und Weihnachtsgeschenke wurden gemeinsam bei uns bearbeitet und hergestellt. Mein Vater wurde Lehrmeister bei nicht lösbarer Hausaufgaben, bei Tischtennis auf dem viel zu kurzen Wohnzimmertisch, bei der Herstellung von Klausenbäumen, bei selbst hergestellten Kerzen, beim Basteln von Spielzeug und bei dem Verfassen von Geschichten. Meine Mutter aber gab uns Unterricht im Backen, Kochen, Häkeln, Stricken und Nähen.

In der Vorweihnachtszeit aber verwandelte sich unser Wohnzimmer in ein kleines Theater. Die Kinder aus der gesamten Umgebung wurden samt Eltern eingeladen, und mein Vater spielte Kasperle-Theater mit selbst geschriebenen Texten zur Weihnachtsgeschichte. Kasperle war dann so eine Art Conferencier, der das Geschehen jeweils erläuterte. Rückten dann die Weihnachtstage näher, dann fing es bei uns an mit der Geheimniskrämerei. Keiner durfte sehen, was gebastelt wurde, alles musste für Tage versteckt werden, in Schränken, unter Schränken, im Keller, auf dem Speicher, versehen mit einem Zettel: „Vorsicht, nicht öffnen“. Die Spannung erhöhte sich, wenn alles eingepackt werden musste, mit Bändern verziert und vorsichtshalber von mir beschriftet mit: „Papa“ oder „Mama“.

Inzwischen zogen Gerüche durch die Wohnung, die es eben nur an Weihnachten gibt. Meine Mutter fing mit Zuckerbrötchen an und ließ sich dabei nicht so recht in die Karten schauen. Ich durfte manchmal die Schüssel ausschlecken, aber die Endprodukte verschwanden bis zum Weihnachtsabend immer in Blechschachteln, die wiederum in Schränken verschwanden, mit Hildabrötchen, Spritzgebäck und Lebkuchen. Mein Vater sägte mit einem Fuchsschwanz eine Kokosnuss auf, ich durfte mit einem Löffel die Frucht herauskratzen. Davon wurden dann Makronen hergestellt, braune und weiße, mit Schokolade und ohne.

In der Luft hing der Geruch von Zimtsternen, in denen Haselnüsse verarbeitet wurden, die wir im Herbst im Ried gesammelt hatten, der Geruch von gebackenen Nusshäufchen, und es gab Bleche voller Teig zum Ausstechen mit den Förmchen, die das ganze Jahr über am Küchenschrank hingen. In diese ausgestanzten Ringe durfte ich dann Marmelade einfüllen, sie wurden aufeinander gesetzt, und schließlich waren es Doppeldecker. Der Rest der Haselnüsse wurde in der Kaffeemühle von Hand gemahlen und wanderte in eine Linzertorte, die weit über die Feiertage gehütet wurde und durch das Liegen immer besser wurde. So war es auch mit dem Hutzelnbrot, das meine Mutter aus Teig, Nüssen und Trockenobst herstellte, es wurde mit der Zeit immer besser, vor allem dann, wenn fast keines mehr da war.

Manchmal machte meine Mutter noch einen „Kalten Hund“, und ich durfte mitbauen: Immer ein Keks auf das andere setzen und dazwischen Schokoladencreme. War aber meine Mutter ganz gut aufgelegt, dann wurde in einer gusseisernen Pfanne Zucker geschmolzen, bis er braun wurde, es kam Rahm dazu, und fertig waren die schönsten Karamell-Gutsele. Ließ man sie lang in der Pfanne, so waren sie hart, blieben sie kurz in der Pfanne und man gab noch mehr Rahm hinzu, so blieben sie weich. Diesen Geruch habe ich bis heute nicht vergessen.

Mein Vater beschäftigte sich unterdessen mit dem Tannenbaum, stutzte ihn und passte ihn in den Ständer. Er putzte seine Querflöte, holte meine Eisenbahn aus dem Schrank und die Schachtel mit der Burg. Dann wurden Pell-Kartoffeln für den Kartoffelsalat am Abend geschält. Am Weihnachts-Nachmittag war die Wohnzimmertür verschlossen, und drinnen hörte man es rumoren.

Inzwischen zog ein neuer Duft durch die Wohnung: Meine Mutter kochte ein „Schäufele“. Der Tisch wurde mit dem Sonntagsgeschirr gedeckt, und mein Vater holte eine Flasche Wein aus dem Keller. Die Spannung war fast nicht mehr auszuhalten. Dann wurde es langsam Nacht, die Glocken begannen zu läuten, und plötzlich machte es „Kling kling“, weil mein Vater zwei Kristallgläser aneinander gestoßen hatte. Die Wohnzimmertür öffnete sich und meine Mutter rief: „S'Christkind isch do“. Mir wurde es dabei immer so komisch ums Herz. und ich ging ins Zimmer, in dem der Christbaum stand, voller selbst gemachter Kerzen, die knisterten und zischten. Die Eisenbahn zum Aufziehen sauste im Kreis herum, die Burg war aufgebaut, und unterm Weihnachtsbaum lagen verpackte Geschenke.

Am Christbaum hingen kleine Kartoffeln, eingepackt in Staniolpapier, und glänzende rote Äpfel, zu denen mein Vater „Christkindle-Äpfel“ sagte, selbst gemachte Strohsterne und silberne und goldene Christbaumkugeln. Ich legte jetzt auch meine Geschenke dazu, mein Vater setzte sich auf einen Stuhl und spielte auf der Querflöte Stücke von Bach, von Quantz oder Friedrich dem Großen.

Als ich noch klein war, da brannte vor dem Bild meines kleinen Bruders, der an einer falschen Spritze einer Krankenschwester starb, eine Kerze, als aber am Ende des Krieges mein großer Bruder in Russland blieb, da brannten auf der Kommode vor den Bildern meiner beiden Brüder zwei Kerzen und daneben lag die Violine meines älteren Bruders. Ich habe allein „Vom Himmel hoch“ gesungen und über die Backen meiner Eltern liefen die Tränen. Ich konnte dann nicht mehr singen, weil ich schlucken musste.

Dann las mein Vater die Weihnachtsgeschichte vor, las von den drei Königen, die einem Kometen hinterherliefen und das Kind in der Krippe fanden. Er erklärte, dass das das Christuskind gewesen sei, aus dem später Christus wurde, der Gründer einer neuen Religion. Und an diese Religion würden wir glauben. Der Weihnachtstag sei also ein Geburtstag, und an Geburtstagen sei es üblich, sich etwas zu schenken. Es war dann immer ganz feierlich, weil ich diese Geschichte erst verarbeiten musste, aber meistens fing daraufhin ein Tannenzweig an zu brennen, meine Mutter schrie, und mein Vater löschte schnell mit einer bereitstehenden Wasserflasche. Dann sangen wir zu Dritt Weihnachtslieder, jeder eine andere Stimme.

Und endlich, ich bibberte schon lange, endlich durfte ich meine Geschenke auspacken. Im Krieg waren das noch einfache Holzspielsachen, später dann, mit fortschreitendem Alter, ein Karl-May-

Buch, ein Blechauto zum Aufziehen, ein Märklin-Baukasten, eine Dampfmaschine, ein Chemie-Baukasten.

Während des Geschenkeauspackens lief eine Spieluhr, die mein Vater aufzog, diese spielte „O du fröhliche Weihnachtszeit“. Sie war in einem Holzkästchen untergebracht, in dem sich eine Messingwalze drehte. Meine Mutter rief danach zum Essen und wir verspeisten Schäumele mit Kartoffelsalat und Ritscherle. Dazu gab es auch für mich ein kleines Gläschen Wein, und mir wurde es danach immer angenehm schwummrig.

Nach dem Essen gingen wir auf den Balkon, mein Vater erklärte mir die Sterne, und sahen wir eine Sternschnuppe, so meinte mein Vater, genau so sei es bei den drei Weisen aus dem Morgenland gewesen, nur sei die Sternschnuppe etwas größer gewesen, ein Komet eben, und der lange Schweif sei so eine Art Kompassnadel gewesen.

Als es mich dann wieder zu den Geschenken zog, wurde der Weihnachtsbaum noch einmal angezündet, und weil ich nicht ins Bett wollte, da holte mein Vater meine Matratze, legte sie unter den Weihnachtsbaum, legte mich darauf, deckte mich zu, zog die Eisenbahn auf und ließ sie laufen. Ich schaute hinauf in den Baum, ins Lametta, in die Weihnachtskugeln, in die Kartoffeln mit Staniolpapier, und alles funkelte und glitzerte. Komischerweise habe ich das Christkind immer in Verbindung mit einem Mädchen gebracht, vielleicht weil mir ein Schwesterchen gefehlt hat. Als dann die Eisenbahn stehen blieb, als die Spieluhr aufhörte mit Spielen und ich an das Christkind dachte, an die blauen Augen, an die blonden Locken und an die durchsichtigen Flügel, da schlief ich selig ein.

Es ist schön, dass man heute alles kaufen kann. Dass man nicht weiß, was man schenken soll, weil der Andere schon alles hat. Aber es war nicht immer so. Ein kleiner Junge steht neben mir im Laden, die Mutter fragt, was er sich zu Weihnachten wünscht. Er zeigt auf den Karton mit der elektrischen Eisenbahn. Die Mutter kauft. Und die Erinnerungen gehen zurück zu einer Zeit, als ich so alt war. Da war Krieg. Die Wünsche waren ganz klein, es gab ja nichts. Meine Eisenbahn unterm Weihnachtsbaum waren dann Holzklötzchen mit Holzrädern, verbunden mit Schnur. Die Lokomotive war ein Holzklötzchen mit einem kleineren obendrauf. Ein Holz-Tanzknopf mit einer Geißel lag da. „Der Bub strahlt und ist überglücklich“ schreibt mein Vater ins Tagebuch.

Geschenke gab es nur am Geburtstag und an Weihnachten. Die Vorfreude war deshalb groß und der Dank war den Eltern sicher. Ob das heute auch noch so ist? Vorfreude. Da gehören auch die Vorbereitungen auf das Fest hinzu. Den andern eine Freude machen. Und mein Vater saß schon lange vor Weihnachten abends am Arbeitstisch und fertigte einen Holzschnitt an, mit Stichel und in sauberer Spiegelschrift: „Wir wünschen frohe Weihnachten und ein gutes Neues Jahr“. Daneben das Christkind in der Krippe und darüber der Komet. Alle Verwandten und Bekannten bekamen dann den selbst gefertigten Glückwunsch. Und alle freuten sich.

Heute? Schnell eine Karte kaufen, wenn überhaupt. Denn die Bindung zur Verwandtschaft hat nicht mehr den Stellenwert von früher. Vielleicht ein Telefonanruf, möglichst per Handy. „Hallo, geht's gut? Wir feiern gerade eine Party, also - bis zum nächsten Jahr“ oder so ähnlich. Telefon, Handy? Auch das gab es damals nicht. Vielleicht schon ein Radio. Fernsehen war unbekannt. Mit Andacht hörten wir Weihnachtskonzerte. Mein Vater lauschte nach Kriegsende der

Weihnachtspredigt des französischen Geistlichen aus Notre-Dame in Paris und übersetzte meiner Mutter und mir das Gehörte.

Meine Mutter: Auch sie steuerte zur Vorfreude bei. Back-Vorbereitungen lange vor Weihnachten. Dies bedeutete vor allem: Sammeln der Zutaten. Sie hielt das dicke Badische Kochbuch in den Händen, las traurig diese Zutaten vor: eine Zitrone, ein halbes Pfund Butter, drei Eier, Zucker, Zitronat... Aber alles fehlte. Wie sie es dennoch schaffte, an Weihnachten einen Kuchen zu zaubern, ohne Butter, ohne Eier, das weiß ich heute nicht mehr. Es waren Ersatzstoffe, die mit reichlich Einfallsreichtum herhalten mussten.

Ich weiß noch, dass ich Zuckerrüben schälen musste, die Schnitze wurden gekocht, der bittere schwarze Rübensaft diente zum Beispiel als Zuckerersatz. Oder Kartoffel-Stärke diente als Bindemittel. Wir sammelten im Herbst Bucheckern und krochen auf den Knien im Wald herum und brachten diese zum Öler-Schmidt in der Geroldecker Vorstadt. Als Gegenwert erhielten wir Öl. Aber Zuckerbrötle in irgendeiner improvisierten Art lagen immer unterm Christbaum und fanden in mir einen dankbaren Abnehmer. Die Blechdose stand auf dem Schlafzimmerschrank und war selbstverständlich tabu. „Beherrsch dich, bis das Christkind kommt“, sagte meine Mutter. Kennt das heute noch jemand: Heißhunger auf Zuckerbrötle?

Mein Vater: In der hölzernen Kaffeemühle wurden vor Weihnachten Haselnüsse gemahlen, die wir im Ried gesammelt hatten, oder Weizen- und Gerstekörner, im Sommer nach der Ernte einzeln aufgelesen. Er durchsägte mit dem Fuchsschwanz eine Kokosnuß, ich kratzte die weiße Frucht heraus. Trockenes Brot wurde zerkleinert und ebenfalls gemahlen. Walnüsse wurden geknackt und mit dem Messer zerschnitten. Dies alles ergaben Zutaten für die verschiedenen Zuckerbrötle. Hildabrötchen und auch Kartoffelhäufchen wurden von mir mit selbst gemachter Marmelade gefüllt.

Weihnachten war ein Fest! Mein Vater spielte auf der Querflöte, meine Mutter begleitete zaghaft auf dem Klavier. Wir sangen Weihnachtlieder dreistimmig. Dann durfte ich die Geschenke auspacken, danach die Eltern. Mein Vater bekam einen Aquarellkasten oder eine Baskenmütze, meine Mutter Kölnisch Wasser oder eine Kaloderma-Seife oder „Lavendel-Uralt“. Ich vielleicht eine „Adlerfeder“, zur Ergänzung meiner Indianer-Utensilien. Dann las mein Vater aus der Weihnachtsgeschichte und Mutter servierte danach eine Eigenkomposition: Teltower Rüben, Pellkartoffeln, „Ständli-Bohnen“ und vielleicht ein ergattertes Stückchen Speck. Zuvor eine Wassersuppe mit ein paar Graupen und viel Maggi-Kraut als Fleischersatz.

Immer lobte mein Vater den Erfindungsgeist meiner Mutter, sie war danach sehr gerührt. Ich aber, ich lag unter dem Christbaum, Wachs tropfte herab, ich sah in das Glitzern und Funkeln - und als ich dann an das Christkind dachte, das in meinen Vorstellungen immer ein Mädchen mit blonden Locken und durchsichtigen Flügeln war, da schlief ich selig ein.

Gunther Lehmann